

SINA BEERWALD

Die
**STRAND
VILLA**

—◆—
EIN SYLT-ROMAN

KNAUR 

Sina Beerwald

Die Strandvilla

Ein Sylt-Roman

Über dieses Buch

Sylt 1913: Für die junge Seefahrer-Witwe Moiken Jacobsen scheint ein Traum in Erfüllung zu gehen, als der Hotelier Theodor von Lengenfeldt um ihre Hand anhält. Vom beschaulichen Keitum bringt er sie ins mondäne Westerland und ermöglicht es ihr, sich in der »Strandvilla«, dem besten Hotel auf der Insel, eine eigene Konditorei einzurichten. Heimlich träumt Moiken davon, eines Tages das verlassene Strand-Café im Dünenpavillon wiederzueröffnen und steckt all ihre Kraft und Leidenschaft in süße Köstlichkeiten, die sie bis spät in die Nacht kreierte.

Bald muss sie allerdings feststellen, dass Theodor sie vor allem geheiratet hat, damit sie ihm einen Stammhalter schenkt. Von ihren beruflichen Plänen ist er wenig begeistert.

Als Moiken dann auch noch dem erfolgreichen Strand-Fotografen Boy Lassen begegnet, geraten ihre Lebenspläne ins Wanken. Denn kein anderer als Boy hat ihr einst mit sandigen Lippen den ersten unschuldigen Kuss geraubt ...

Inhaltsübersicht

Widmung

Die Strandvilla

1. Buch

- Januar 1913

2. Buch

- August bis Dezember 1913

3. Buch

- Mai bis August 1914

Nachwort

Dank

Leseprobe »Das Dünencafe«

Für Lauris

Die Strandvilla



Ein eigenthümlicheres Café mag es kaum auf Erden geben. [...] Es herrschte eine clair obscur, eine Ruhe und Stille in dem kleinen Häuschen [...] Ich ließ mich nieder und bat die Wirthin, die mit ihrer Tochter ganz allein der Wirtschaft vorstand, mich durch eine Tasse Kaffee zu erfrischen.«*Graf von Baudissin*

1. Buch

Januar 1913



Was machen Sie denn da?« Entrüstet stellte sich Moiken dem jungen Burschen entgegen, der mit seinen Fellstiefeln den schneebedeckten Takerwai entlanggestapft war – schon dabei hatte sie ihn beobachtet, denn Fremde verirrten sich selten in die schmale Gasse –, und dieser dreiste Bursche hatte soeben sein hölzernes Stativ mit der Kamera vor ihrem kleinen Reetdachhaus aufgestellt und schickte sich an, unter dem schwarzen Tuch zu verschwinden. »Sie können doch nicht einfach mein Haus fotografieren!«

»Er hat mich gefragt, und ich habe es ihm erlaubt«, hörte Moiken ihre fünfzehnjährige Tochter von der Hausecke her sagen. Dort stellte Emma gerade einen halb gefüllten Sack mit Schafskötteln ab, nachdem sie zwei Stunden der Spur der Tiere durch die schneebedeckte

Braderuper Heide gefolgt war, um das kostbare Brennmaterial zu sammeln.

Ärgerlich zog Moiken die Stirn in Falten. »Emma!« Mehr sagte sie nicht. Dieser ungebetene junge Fotograf war die eine Sache, der nur halb gefüllte Sack missfiel ihr jedoch viel mehr, und das wusste ihre Tochter.

Der Winter war noch lang. Erst seit drei Tagen schrieb Moiken das neue Jahr 1913 über die Einträge in ihr Tagebuch, die seit Ende Oktober von Ungewissheit handelten. Ihr Mann war nicht wie geplant in den Hamburger Hafen zurückgekehrt, sein Schiff, auf dem er als Steuermann fuhr, allerdings schon, so viel hatte sie herausgefunden.

Peter war zuverlässig, sie konnte sich nicht vorstellen, dass er sich abgesetzt hatte. Es musste ihm also etwas zugestoßen sein – auf dem Schiff oder an Land, darüber hatte sie noch keine Auskunft. Deshalb hoffte sie täglich, er würde vor der Tür stehen, denn mit fünfunddreißig Jahren wollte sie noch nicht zur Witwe werden.

»Was ist?«, fragte Emma in gereiztem Ton. »Habe ich hier gar nichts zu sagen?«

Moiken versuchte schon allein wegen der Anwesenheit des Fotografen ruhig zu bleiben, aber um den würde sie sich gleich kümmern. Erst einmal musste sie Emma zurechtweisen. »Darum geht es nicht. Es ist dummes Zeug von dir gewesen, die Arbeit heute nur halb zu erledigen, das weißt du genau. Den Schafsmist brauchen wir dringend zum Heizen.«

Holz war ein kostbares Gut auf einer Insel, auf der die Einwohner eine Ansammlung von ein paar windschiefen Bäumen bereits als Wald bezeichneten und deshalb anstelle von Zäunen Friesenwälle aus Steinen bauten, große Steine, die ihnen das Meer vor die Füße warf.

Was Emma jedoch nicht wusste: In den vergangenen drei Monaten, seit sie auf die Rückkehr von Ehemann und Vater warteten, waren die Ersparnisse bis auf ein paar Mark geschrumpft.

Von dem Geld, das Peter nach Hause gebracht hatte, hatten sie immer gut leben können, und das, was sie mit dem Backen von Torten und Kuchen für Festlichkeiten verdiente, war ein nettes Zubrot gewesen. Leider auch nicht mehr, selbst wenn sie im östlichen Teil der Insel für ihre schmackhaften Köstlichkeiten bekannt war und viele Brautpaare und Jubilare zu ihr kamen. Doch die Bestellungen allein reichten nicht zum Überleben.

»Also, was hast du dazu zu sagen, Emma?«, forderte sie ihre Tochter auf.

Emma verdrehte die Augen. »Du willst ernsthaft eine Erklärung von mir, weshalb ich nur einen halben Sack gesammelt habe? Bitte. Gern. Es ist Winter. Die Schafe finden wenig zum Fressen. Darum scheißen sie nicht viel. Deshalb ist der Sack entgegen deinen Wünschen nur halb gefüllt. Zufrieden jetzt? Und ich werde doch wohl einem jungen Fotografen erlauben dürfen, unser Haus abzulichten.«

»Das stimmt, und Ihr Fräulein Tochter war so freundlich«, bestätigte der Bursche in heiterem Ton und zog seinen Hut tiefer ins Gesicht, um den Lichteinfall der schon um die Mittagszeit tief stehenden Wintersonne zu prüfen. Er achtete nicht weiter auf sie und lief geschäftig hin und her, um den besten Standort für seine Kamera zu finden.

Ihr Fräulein Tochter ... dachte Moiken kopfschüttelnd, während sie den dreisten schlaksigen Burschen, der seine blonden Haare wie ein Künstler zum Zopf gebunden trug, mit einer Mischung aus Fassungslosigkeit und Amüsiertheit beobachtete. Er führte sich auf, als wäre er ein berühmter Fotograf.

Emma schien die Anrede gefallen zu haben, sie machte den Rücken gerade, nahm ihre Schultern nach hinten und lächelte.

Es fehlte nur noch ein halber Kopf, dann war ihre Tochter so groß wie sie. Wo war nur die Zeit geblieben? Eben war sie doch noch so klein gewesen, und nun wurde sie vom Mädchen zur Frau.

Emma stand unbeweglich an der Hausecke, ihre Augen hatte sie noch immer auf den jungen Fotografen gerichtet, und dennoch ging ihr Blick in die Ferne. Wenn sie ihre Tochter betrachtete, glaubte Moiken, sich selbst als junges Mädchen dort stehen zu sehen. Äußerlich waren sie sich wie aus dem Gesicht geschnitten. Beide hatten sie kräftiges, dunkelblondes langes Haar, wobei Emma es am liebsten zu einem geflochtenen Zopf und Moiken es

meistens hochgesteckt trug. Beide waren sie groß und auffallend schlank, die blauen Augen waren von besonders dichten, dunklen Wimpern umkränzt, das Kinn ein wenig zu spitz, die Nase dafür klein und stupsig.

In letzter Zeit verlor sich Emma oft in ihren Gedanken, wahrscheinlich war ihr das eben beim Schafsmistsammeln auf dem acht Kilometer langen idyllischen Weg durch die Dünen von Keitum bis nach Kampen auch wieder passiert.

Moiken hätte zu gern gewusst, was in ihrer Tochter vorging, doch Emma ließ sie nicht daran teilhaben. Sicher war nur, dass auch Emma in Sorge um ihren Vater war und in Gedanken gern in andere Welten entfloh, indem sie Luftschlösser über dem Wattenmeer baute und sich in ihren Tagträumen mit dem Azurblau des stillen Wattenmeers, dem leuchtenden Gold des Sands und dem Immergrün der Heide ihre Zukunft bunt und schön malte.

Ihr Fräulein Tochter – solche Anreden benutzte niemand in ihrem Dorf im Osten der Insel. So sprach man nur im mondänen Seebad Westerland, wo seit rund fünfzig Jahren die gut betuchten Sommerfrischler Erholung suchten und kaum noch Ruhe fanden, angesichts der dicht an dicht stehenden Sandburgen, mit denen die rund dreißigtausend Gäste im Verlauf der Saison ihr Strandkorb-Revier begrenzten.

Zwar waren es bis zur Westseite ins quirlige Westerland nur vier Kilometer, mit der Inselbahn kaum zehn Minuten Fahrtzeit, und doch hatte Emma diese andere Welt noch nie bereist.

Alles, was sie für das tägliche Leben benötigten, gab es in Keitum, auch einen Arzt. Für Moiken Gründe genug, nicht in die Stadt zu fahren, in der sie aufgewachsen war. Tatsächlich aber wollte sie nicht mit ihren Erinnerungen konfrontiert werden.

Unbeirrt suchte der Bursche weiter die beste Position für seine Kamera, wobei er mittlerweile in deutlich schräger Linie zum Haus stand. Wie sollte das überhaupt etwas werden? Er war kaum älter als Emma, vielleicht siebzehn, wahrscheinlich noch ein Lehrling. Wie auch immer – an Dreistigkeit mangelte es ihm jedenfalls nicht.

Das kleine Reetdachhaus, in dem sie lebten, trug gewiss zu Emmas Empfindungen von Beengung bei. Besonders zwischen den anderen Reetdachhäusern, die entlang des schmalen Takerwais wie dahingewürfelt lagen, wirkte es wie ein Puppenhaus, denn es besaß einen auffallend niedrigen Giebel und eine Eingangstür, durch die sich jeder bücken musste.

Doch genau an dieser außergewöhnlichen Optik hatte wohl der junge Fotograf Gefallen gefunden, obwohl es genug schöne Häuser in Keitum gab, deren Abbilder man auf Postkarten hätte drucken und verkaufen können – doch diese Häuser waren eben austauschbar.

»Hübsch!«, rief er in diesem Moment und tauchte begeistert unter dem schwarzen Tuch vor.

Verdutzt legte Moiken den Kopf schräg. Das sah doch ein Blinder mit Krückstock, dass er aus diesem Winkel allenfalls die Hausecke aufgenommen haben konnte.

Und kaum hatte Moiken verstanden, was tatsächlich sein Motiv gewesen war, klopfte die Wut im Takt ihres schnellen Pulses in ihrer Halsader. Nun reichte es aber. Was für eine Unverfrorenheit!

»Was erlaubst du dir, ungebeten meine Tochter zu porträtieren?« Mit der höflichen Anrede war es vorbei. Und mit ihrem Gleichmut ebenfalls.

Sie raffte den Rock ihres grauen Hauskleids aus grobem Leinen, damit der Saum nicht von einer Mischung aus Schneematsch, feuchter Erde und Hühnerdreck beschmutzt wurde, und ging auf den Burschen zu, um ihn fortzuweisen.

Beschwichtigend hob der junge Mann die Hände. »Verzeihung, aber in Westerland freuen sich die Menschen, wenn ich sie fotografiere. Ich wollte Ihrer Tochter nicht zu nahe treten. Nur das Sonnenlicht fiel gerade so wundervoll auf ihr Gesicht – da konnte ich nicht anders. Wenn Sie uns im Fotoatelier in Westerland besuchen, bekommen Sie einen Abzug geschenkt.«

Ein scheinbar nettes Angebot, aber auf diese billige Masche des Kundenfangs fiel Moiken bestimmt nicht herein. »Ich fahre nicht nach Westerland«, gab sie brüsk zurück. »Schon gar nicht wegen einer Fotografie!«

Der enttäuschte und zornige Blick, den sie von ihrer Tochter erntete, versprach noch eine lebhafte Diskussion. Immerhin war Emma schlau genug, jetzt keine Widerrede zu leisten. Mit ihrem Dickschädel rannte sie nicht mehr

gegen jede Mauer, daran merkte man, dass sie älter und reifer wurde. Eigensinnig blieb sie dennoch.

Der Fotograf stand da, als hätte er Wurzeln geschlagen.

»Geh deines Wegs, du hast mir schon genug Zeit gestohlen«, forderte sie ihn auf. Das war hoffentlich deutlich genug gewesen. Doch weit gefehlt. Der Fotograf packte zwar sein Stativ, allerdings zog er damit nur ein paar Meter weiter, von wo aus er nun tatsächlich eine perfekte Sicht auf das Haus hatte.

»Einen Augenblick nur, ich bin gleich fertig.«

Moiken blieb angesichts dieser Frechheit die Spucke weg. Konnte es sein, dass dieser Bursche sie überhaupt nicht ernst nahm? Aber war das wirklich verwunderlich?

In solchen Zeiten, in denen auch noch die jungen Mannsbilder lernten, dass das Wort einer Frau nichts galt? Hinter vorgehaltener Hand natürlich, vordergründig stimmte man dem allgemeinen Tenor zu, dass eine Frau zu respektieren sei und zudem mehr Recht auf Selbstbestimmung haben solle. Aber damit war selbstverständlich nur die Selbstbestimmung gemeint, die mit der Entscheidung zu tun hatte, was es zum Mittagessen geben, wo eingekauft und mit welcher Wolle das Kinderjäckchen gestrickt werden sollte.

Während Moiken tief Luft holte, um den Fotografen, der nach einigen prüfenden Blicken durch die Linse zufrieden war, endgültig und unmissverständlich zum Gehen aufzufordern, kam ihr im Hinblick auf ihre finanzielle Situation urplötzlich ein ganz anderer Gedanke: »Wenn

dein Meister schon sein Geld mit dem Verkauf von Postkarten verdienen will und dich losschickt, dann sollte er auch so anständig sein und mir etwas für die Ablichtung meines Hauses bezahlen.« Ihre Stimme hatte sehr selbstsicher geklungen, was Moiken mit innerlichem Stolz erfüllte, und sie lobte sich für ihren Einfall, der ihnen helfen könnte, zumindest den Januar besser zu überstehen.

Nun war es an dem jungen Burschen, verduzt dreinzuschauen. »Ist das hier nicht das Haus von Peter Jacobsen?«

»Doch, das ist es – aber was tut das zur Sache?«

»Ich komme genau genommen im Auftrag von Herrn Theodor von Lengenfeldt. Er hat gehört, dass dieses Haus zum Verkauf steht, und da dem gnädigen Herrn momentan selbst die Zeit fehlt, sich vor Ort ein Bild von dem Haus zu machen, hat er unser Atelier mit einer Fotografie beauftragt, und ich wurde losgeschickt. So entscheidend ist das Foto nämlich nicht, denn im Grunde ist der gnädige Herr bei dem günstigen Preis schon längst vom Kauf überzeugt. Das ist aber auch ein niedliches Häuschen.«

Nun musste Moiken doch lachen, vor allem, weil sie so erleichtert war. »Das ist ein Irrtum. Dieses Haus steht nicht zum Verkauf. Aber der Name meines Mannes ist ja nicht gerade selten vertreten auf der Insel.«

Irritiert zog der Bursche die Brauen zusammen und sah sich um. »Aber wir sind doch hier im Takerwai in Keitum? Gibt es hier noch einen Peter Jacobsen?«

»Nein, natürlich nicht. Da muss Ihrem Auftraggeber etwas Falsches zu Ohren gekommen sein.«

»Nein, nein, er hat es vom Buchhändler Julius Meyer gehört, und hier ...« Er kramte in seiner Hosentasche und zog einen Zettel hervor, den er selbst noch einmal überflog, bevor er ihr die ausgeschnittene Zeitungsannonce entgegenhielt. »Gestern in der Sylter Zeitung erschienen.«

Mit zwei Schritten war sie bei ihm und riss ihm den Zettel aus der Hand. Tatsächlich. Schwarz auf weiß.

Wer hatte sich denn diesen Scherz erlaubt? Etwas anderes konnte das doch nicht sein.

Nun war auch Emma an ihrer Seite und las sich die Anzeige durch. »Aber Mutter, warum hast du mir nichts davon gesagt? Ist es, weil Vater nicht zurückkommt? Ist er auf See geblieben?«

»Still jetzt. Sprich solche Dinge nicht aus, sonst werden sie wahr. Und selbst wenn es so wäre, dann bin ich die Erbin und würde einzig und allein über einen Verkauf bestimmen. Es ist also alles, wie ich schon sagte, ein großer Irrtum.« Sie sprach es überzeugt aus, doch in ihrem Kopf türmten sich die Fragen zu einem Berg auf. Trotzdem setzte sie hoch erhobenen Hauptes hinzu: »Richten Sie das Ihrem Auftraggeber, diesem Theodor Langenfels, aus, und ...«

»Lengenfeldt ...«, unterbrach sie der Bursche, der sich nun sichtlich unwohl in seiner Haut fühlte.

»Meinetwegen auch dem«, giftete Moiken ihn an, kurz davor, ihre gute Kinderstube zu vergessen.

»Ich werde Herrn von Lengenfeldt wohl kaum glaubhaft machen können, dass dies ein Irrtum ist.«

»Dann muss das eben Ihr Meister erledigen!«

»Der ist gerade in Berlin. Das werden Sie Herrn von Lengenfeldt wohl persönlich erklären müssen.«

»Ich muss gar nichts!«, gab sie zurück, wurde dann aber doch nachdenklich. Wäre es nicht besser, dieser Sache nachzugehen? Von Lengenfeldt ... Moiken kramte in ihrem Gedächtnis, in welchem Zusammenhang sie diesen Namen schon einmal gehört hatte. »Ist er nicht der Besitzer dieses Hotels in Westerland, das so wagemutig auf der hohen Düne direkt am Meer erbaut wurde?« Moiken erinnerte sich an die Bauzeit, während der sie als Kind in Westerland gelebt hatte. Da war der Name Lengenfeldt in aller Munde gewesen, allerdings im selben Atemzug mit zweifelhaften Titulierungen wie *größenwahnsinnig*, *vollkommen verrückt* und *der Irre vom Festland*. Schließlich würde kein vernünftiger und vorausschauend denkender Hotelier den Platz für sein Bauwerk so auswählen, dass man es der gefräßigen Nordsee auch gleich in den Schlund werfen könnte.

Nun, immerhin stand das Gebäude heute noch, und Otto Busse hatte es ihm nach ein paar Jahren mit seinem Hotel Miramar ein paar Schritte weiter südlich tatsächlich nachgetan, sich sogar noch näher an den Flutsaum gewagt.

»So ist es«, bemerkte der Bursche, als sei er ihren Gedanken gefolgt. »Die Strandvilla. Das teuerste, aber zugleich auch modernste Hotel, das Westerland zu bieten

hat. Gerade lässt er es für die nächste Saison erneut aufwendig renovieren. Darum hat er keine Zeit, selbst nach Keitum zu kommen.«

»Das ist ja auch eine Weltreise«, spottete Moiken.
»Warum will er überhaupt meine kleine Puppenstube kaufen? Das ist doch ein Witz! Genau wie diese Annonce. Ich will nur wissen, wer die aufgegeben hat. Und dass es sich um einen Irrtum handelt, kläre ich mit diesem viel beschäftigten Herrn von Lengenfeldt in einer halben Minute.« Westerland, dachte Moiken bei aller Entschlossenheit mit starker Beklemmung, ausgerechnet Westerland. Ob sie ihm vielleicht doch nur einen Brief schreiben sollte? Dadurch könnte sie sich eine Konfrontation mit der Vergangenheit ersparen.

Andererseits hatte sie das dringende Bedürfnis, diese Angelegenheit persönlich zu klären und vor allem schnell aus der Welt zu schaffen.

Zweifelnd hob der Bursche die Augenbrauen, was sie innerlich noch mehr in Rage brachte. Nach seinem frechen Auftritt glaubte er wohl, sie könne einem Mannsbild kein Paroli bieten.

»Nun, dann wünsche ich Ihnen viel Erfolg«, sagte er achselzuckend und packte seine Kameraausrüstung ein.
»Herr von Lengenfeldt ist sehr an dem Haus interessiert, und wenn sich der gnädige Herr einmal etwas in den Kopf gesetzt hat ...«

»Dann kann er sich das an den Hut schmieren! Emma, spann Adriano vor den Karren! Wir fahren nach

Westerland!«



Adriano schnaubte unwillig. Auf der Suche nach etwas Fressbarem senkte das schwarze Pferd den Kopf, doch das Maul des Friesen traf nur auf Schnee und Sand.

Die Räder zogen tiefe Spurrinnen. Den Karren durch die Strandstraße in Westerland, die ihrem Namen alle Ehre machte, dem Wind entgegenzuziehen erschöpfte Adriano. Sein Alter sah man ihm aufgrund der kräftigen, friesentypischen Muskeln nicht an, doch ihr treues Kutschpferd mit der langen schwarzen Mähne blieb immer wieder stehen, und darum stiegen sie beide vom Karren ab und führten den Rappen entlang zahlreicher kleiner Läden den ansteigenden Weg hinauf, begleitet von abfälligen und belustigten Blicken der Passanten und tuschelnden Bemerkungen hinter Moikens Rücken.

Das machte ihr besonders zu schaffen. Nicht, weil man über ihr treues Pferd lästern könnte. Vielmehr wollte Moiken gar nicht wissen, ob das Gerede auch ihr galt, weil jemand sie wiedererkannt hatte.

Das war Vergangenheit, und die sollte ruhen.

Als sie das Ende der Strandstraße erreichten und von der hohen Dünenkuppe aufs Meer blickten, wehte ihnen eine steife Brise entgegen. Der Sand, den der Wind mit sich trug, ließ ihre Wangen prickeln.

Moiken hatte ganz vergessen, wie frisch, herb und wunderbar würzig die raue Nordsee riechen konnte, seitdem sie in Keitum wohnte und ihr tagtäglich der algenschwere Duft des Wattenmeers in der Nase hing. Nicht unangenehm, aber anders.

An Tagen mit Ostwind musste sie jedoch oft die Fenster geschlossen halten, weil vom Schlickwatt her ein modriger Geruch herüberzog. Zuweilen stank es sogar nach fauligen Eiern, dann sagte man, das Wattenmeer arbeite, und alles Schlechte werde in etwas Gutes umgewandelt. Ein schöner Gedanke, aber das machte den unerträglichen Duft nicht besser.

Moiken nahm einen tiefen Atemzug, füllte ihre Lunge mit der frischen Meeresluft und dem salzigen Duft der tosenden Nordsee. Nur langsam ließ sie die Luft entweichen, und das linderte ihre Anspannung etwas.

Wie lange war sie schon nicht mehr hier gewesen? Ihre Eltern hatten ihre einzige Enkeltochter nicht mehr kennengelernt, die im November 1897 geboren worden war, weil beide im Jahr zuvor im Winter kurz hintereinander an einer schweren Lungenentzündung verstorben waren. Sie hatten schon nicht mehr erlebt, wie Moiken im März, acht Monate vor Emmas Geburt, mit neunzehn Jahren geheiratet hatte und nach Keitum in das kleine Reetdachhaus im Takerwai gezogen war.

Ihr Elternhaus war ein schlichtes Backsteinhaus in der Damenbadstraße unweit des Friedhofs der Heimatlosen gewesen, das Dach marode und das Mauerwerk undicht. So

hatte sie nicht viel Geld dafür bekommen, aber für eine ordentliche Mitgift hatte es gereicht, und um die ersten zehn Jahre gut zu leben – von sorgenfrei konnte nicht die Rede sein, denn der Verkauf des Hauses hatte die Gerüchteküche erst recht angeheizt und dazu geführt, dass sie Westerland nicht mehr betreten hatte.

Fünfzehn Jahre lang hatte die Vergangenheit geruht.

»Ich will an den Strand, Mutter! Es ist wunderschön hier.« Mit diesem Ausruf riss Emma sie aus ihren Gedanken.

Es ließ sich nicht leugnen, selbst bei diesem stürmischen, aber sonnigen Winterwetter übte der breite und unendlich lange Strand, der sich vom Nord- bis zum Süzipfel der Insel erstreckte, einen unwiderstehlichen Reiz aus.

Erinnerungen an Kindertage stiegen in ihr hoch, als sie in den Dünen spielten und das Urlaubsleben der Badegäste von dort oben beobachteten, weil die profanen Inselkinder nichts zwischen den adretten Sommerfrischlern zu suchen hatten und auf der Promenade nicht erwünscht waren.

Sie erinnerte sich, wie sie als Mädchen die Frauen in ihren schönen Kleidern bewundert hatte, wie diese mit Schirmchen auf der hölzernen Wandelbahn entlangflanierten, vorbei an Strandkörben, die durch kunstvolle Sandwälle ringsum zum eigenen Revier erklärt wurden. So viele, dicht an dicht, dass selbst die einfachen Strandstühle, die für einen Tag zu mieten waren, kaum mehr Platz fanden.

Gebadet wurde streng getrennt im Damen- und Herrenbad, die gut einen Kilometer voneinander entfernt lagen. Die Männer wurden schon weit vorher mit Warnschildern, vor denen man die Hacken zusammenschlagen mochte, darauf aufmerksam gemacht, sich dem Damenbadbereich nicht weiter zu nähern.

Als vor sieben Jahren das Familienbad direkt vor der Strandvilla eröffnet wurde, drang der Aufschrei bis nach Keitum, und das, obwohl Junggesellen selbstverständlich keinen Zutritt haben sollten. Doch zum Erstaunen vieler Kritiker vollzog sich das Badeleben dort in tadelloser Ordnung, wie man auch zum Ende der vergangenen Saison in der Sylter Kurzeitung, dem Sylter Intelligenz-Blatt und der Sylter Zeitung übereinstimmend feststellte. Selten waren sich die Blätter so einig gewesen.

»Wir sind nicht zum Vergnügen hier«, konstatierte Moiken, nachdem sie aus ihren Erinnerungen zurückgefunden hatte, und richtete den Blick auf die Strandvilla, die vor ihnen auf der Düne thronte.

Eine Schlosstreppe führte zu dem aufwendig verzierten Portal in der Beletage des dreigeschossigen Gebäudes. Besonders auffällig war das große hölzerne Windrad, das wie ein Wahrzeichen neben dem Hotel stand.

Angesichts der imposanten Strandvilla begannen ihre Nerven zu flattern, und sie fühlte sich nicht mehr ganz so selbstbewusst wie vor ihrem beschaulichen Häuschen.

»Ich gehe da nicht mit rein«, sagte Emma entschieden.

Moiken seufzte. Widerworte konnte sie jetzt nicht gebrauchen. »Dann bleibst du eben bei Adriano, und du rührst dich keinen Schritt von ihm weg. Hast du gehört? Ich bin gleich wieder zurück.«

Emma verzog das Gesicht und nickte, während sie zu Boden sah und dabei die schwarze Mähne ihres Pferds kraulte.



Theodor von Lengenfeldt beugte sich in der Empfangshalle gemeinsam mit dem Bankier über einen Berg von Papieren. Umbaupläne, Buchungslisten und Bilanzrechnungen. Überzeugungsmaterial für den Bankier, bevor gleich der Rundgang durch die Villa beginnen sollte.

Er schenkte dem schmallippigen Mann, der mit seiner spitzen Nase und dem dünnen langen Schnurrbart an eine Maus erinnerte, ein gewinnendes Lächeln. »Dank des großzügigen Kredits Ihres Kreditinstituts konnten wir im vergangenen Winter bereits die Zimmer renovieren. Ein jedes verfügt jetzt über Warmwasser, elektrisches Licht, Heizung und eine eigene Toilette. Das müssen mir die anderen Hotels erst einmal nachmachen.«

»Sehr schön, ja«, sagte der Bankier, und sein Schnurrbart zitterte beim Sprechen tatsächlich wie bei einer schnuppernden Maus. Wirklich überzeugt hatte er

nicht geklungen, doch ein Theodor von Lengsfeldt ließ sich davon nicht beirren.

Unauffällig prüfte er sein Aussehen im bodenlangen Spiegel des Foyers. Der weise Lessing hatte recht gehabt: Kleider machen Leute. Und für den Besuch des Bankiers hatte er seinen teuersten Frack herausgeholt, feinsten Pariser Baumwollstoff, mit einem Revers aus Satin und auf seine stattliche Figur maßgeschneidert. Seinem buschigen Kaiser-Wilhelm-Bart hatte er heute Morgen eine Extraportion Wachs verpasst, damit ja kein Haar in die falsche Richtung stand, wobei die aufgebogenen Spitzen des dunklen, mit grauen Haaren durchsetzten Schnurrbarts eigentlich bereits eine schöne Form hatten, weil er sie jede Nacht mit einer hinter den Ohren befestigten Bartbinde nach oben band. Doch hier durfte nichts dem Zufall überlassen werden.

»Und nun sehen Sie hier meine weiteren Pläne, werter Herr Erk. Vom großen Saal soll ein Konversationszimmer abgetrennt werden. Die Gäste der heutigen Zeit legen großen Wert auf Privatsphäre. Ein Separee für Besprechungen während eines Dinners ist unabdingbar.« Mit einer beiläufigen Handbewegung prüfte er den Sitz seiner nach hinten gekämmten, grau melierten Haare, bevor er weitersprach. »Außerdem benötige ich neben der Rezeption ein Telefonkabinett hinter Glas für unsere Gäste. Da wir über einen eigenen Anschluss verfügen, ist es meinen Gästen nicht zumutbar, bei Wind und Wetter die gesamte Friedrichstraße hinunterzulaufen, um ein privates

Telefonat zu führen. Und wir haben zwar schon unsere Dampfmaschine zur eigenen Stromerzeugung, es soll nun aber noch ein neuer großer Verteilerkasten für das elektrische Licht hinzukommen, was noch mehr sicheren Komfort bringt, damit die Gäste nicht wie in anderen Hotels von ständigen Stromausfällen aufgrund überlasteter Leitungen betroffen sind und beim Essen plötzlich im Dunkeln sitzen. Wir halten, was wir versprechen, und das schätzen unsere Gäste. Dazu die einmalige Lage, der vortreffliche Meerblick ...«

Ein Windstoß unterbrach ihn in seinen Ausführungen, und die Eingangstür ging auf. Endlich, das konnte nur der Lieferant vom Kaufhaus H.B. Jensen sein, wo er Fleisch, Schinken, Käse, Eier, Butter, Rum und Cognac geordert sowie Teile seines Services nachbestellt hatte, die bei der ausschweifenden Silvesterfeier am Dienstag zu Bruch gegangen waren.

»Gur Dai. Verzeihen Sie bitte ...«, sagte eine zögerliche Frauenstimme.

Theodor blickte nur halb von seinen Plänen auf und machte eine Handbewegung zur nächstgelegenen Tür. Die arme Frau sah recht abgekämpft aus, wie er mit einem weiteren Blick feststellte. Ihrer Begrüßung auf Söl'ring nach zu urteilen, stammte sie aus einem der östlichen Inseldörfer, wo diese Sprache noch gesprochen wurde. Tatsächlich war es ein richtiger Dialekt des Friesischen mit eigenen Wörtern, die er nicht verstand, weil er das Sylterfriesisch leider nie erlernt hatte. Er liebte dieses

weiche Gur Dai, es klang viel schöner als das harte Moin zur Begrüßung, bei dem man stets versucht war, zugleich zu salutieren. Nun wurde also schon eine Verkäuferin ausgeschickt, weil es dem Kaufhaus offenkundig an Laufburschen mangelte.

Das wiederum war nicht verwunderlich, denn selbstverständlich war die Witwe von Hans Boy Jensen als Frau mit der Führung des Betriebs überfordert. Immerhin war sie klug genug gewesen, einen Geschäftsführer einzustellen, der vor sechs Jahren mit kaufmännischer Weitsicht entschieden hatte, das Grundstück des abgebrannten Strandhotels am unteren Ende der Friedrichstraße, Ecke Maybachstraße zu erwerben, um das Ladengeschäft aus dem Norden Westerlands dorthin zu verlegen, wo die Kundschaft von selbst hinfand.

Noch besser wäre natürlich eine Dependance in der Strandstraße, denn deren Verlängerung führte direkt zum Ostbahnhof, wo alle Sommerfrischler ankamen. Doch am klügsten wäre es, dachte Theodor von Lengenfeldt enerviert, ihn als besten Kunden unter den Hoteliers ganz oben auf die Prioritätenliste zu setzen. Andernfalls würde er doch wieder auf Einzellieferanten umschwenken, auch wenn das für die Bestellung und Abrechnung unkommod war.

»Das wurde aber auch Zeit!«, sagte er in deutlichem, aber für seine Verhältnisse noch recht mildem Ton, denn die Frau konnte schließlich nichts dafür – allerdings wollte er die Verspätung nicht unkommentiert hinnehmen.

»Bringen Sie die bestellte Ware für das Neujahrsbankett in die Küche, dort wartet man schon. Ich hatte die Ware auf acht Uhr terminiert. Richten Sie Frau Jensen oder besser Herrn Alwart bitte aus, dass ich die Überstunden meiner Köche von der Rechnung abziehen werde. Bis morgen Abend muss schließlich alles vorbereitet sein.« Kaum ausgesprochen, wandte er sich wieder an den Bankier.

»Meine Strandvilla war schon immer ein modernes Haus, aber ich möchte nicht nur ein Hotel ersten Ranges sein, die Strandvilla Lengenfeldt soll unübertrefflich werden. Sehen Sie hier ...« Mit schwungvoller Geste zog er ein großes Papier aus dem Stapel und tippte auf die Zeichnung. »Als absolutes Glanzlicht und zur Bequemlichkeit der Gäste soll ein elektrischer Aufzug eingerichtet werden. Die neueste technische Errungenschaft in meinem Haus, allein deshalb werden die Gäste hier hereinströmen und übernachten wollen.«

Der Bankier verzog den spitzen Mund. »Nun, das hört sich alles sehr formidabel an, aber das wäre eine beträchtliche Summe, über die Sie mit unserem Bankhaus im Begriff sind zu verhandeln. Und zuallererst sollten auch noch die ausgetretenen Treppenstufen erneuert werden, die das Bauamt bemängelt hat, davon haben Sie noch nicht gesprochen.«

»Wenn ich einen Aufzug einbaue, wird kein Mensch mehr Treppen steigen wollen, auch nicht in den ersten Stock, das werden Sie schon sehen. Aber meinetwegen lasse ich auch

noch die Holztreppe erneuern, darauf kommt es schließlich nicht mehr an.«

»Es erhöht die ohnehin beträchtliche Kreditsumme.«

»Werter Herr Erk, Sie zweifeln doch nicht etwa an meiner wirtschaftlichen Integrität?« Theodor von Lengenfeldt straffte sich. Das wäre doch gelacht, wenn er diesen engstirnigen Zahlenbürokraten nicht überzeugen könnte. »Das habe ich in wenigen Jahren wieder hereingeholt. Die Geschäfte laufen sehr gut. Sylt ist zu einer beliebten Destination geworden. Denken Sie doch nur daran, wie bei der Gründung des Seebads vor gut 60 Jahren namentlich nur 98 Gäste in der gesamten Saison kamen, und heute sind es über dreißigtausend. Familie Hast wird an ihr Hotel zum Deutschen Kaiser doch auch in diesem Jahr noch sage und schreibe drei Logierhäuser anbauen. Damit verfügen sie dann über 131 Zimmer und 200 Betten. Diesen Kredit werden Sie doch auch bewilligt haben.«

Der Bankier gab einen unduldsamen Schnalzlaut von sich. »Ich weiß, dass es sich bei der Familie Hast um Ihre schärfsten Konkurrenten handelt.«

»Konkurrenz, pah!«, spie er das Wort aus, als hätte er auf eine Bittermandel gebissen. »Ich setze auf Qualität, nicht auf Quantität. Nicht einmal mein Nachbar Otto Busse kann mir mit seinem Hotel Miramar das Wasser reichen.« Er lachte, als hätte er einen Scherz gemacht. »Der Versuch hat ihn einen ordentlichen Griff in seine Privatschatulle gekostet und mir dieses Betonbollwerk als Promenade